

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 7

Artikel: Albin Indergand [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572761>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Reiter kommen! Originalzeichnung von Evert van Nuyden, (Genf) in Paris.

Albin Indergand.

Roman von Ernst Zahn, Göschenen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

„Jeder Dienst,“ so stand in des Pfarrherrn Buch zu lesen, „hat seine Stunde! Soll ich dem Herrn dienen, will ich an seinen Altären stehen oder ganz einsam in meiner stillsten Kammer und in mir sei nichts als er. Aber mein Mund soll nicht vom Morgen zum Abend von süßen Reden triefen; denn das Wort Gottes ist wie Honig gesogen aus Blumen und Bäumen; dem du ihn spärlich reichst, der gesundet daran, dem du zu viel der süßen Speise bietest, dem wird sie leid.“

Vielleicht war es deshalb, daß der Hochwürdige, als die Heinrike zum erstenmal zu seinen Füßen gesessen war, ihr die Hand auf den blonden Scheitel gelegt und gesagt hatte: „Die Heilandsgeschichte hat dir mein Amtsbruder erzählt. Von der wollen wir reden, wenn wir in der Kirche sind! Aber du bist ein Kind der Waldstätte, und du sollst wissen, daß du stolz sein darfst, es zu sein.“ Darauf hatte er begonnen von großen Tagen und großen Thaten zu reden, wie sie die Eidgenossen gelebt und vollbracht. Die Heinrike sah eine neue Welt vor ihren klaren Augen aufgehen, sie lauschte mit verhaltenem Atem. Wenn sie endlich aufstand, um hinweg zu gehen, so sagte sie wohl: „Herr, das ist schön gewesen!“ Und das brach von ihr wie ein befreiender Seufzer.

Aber seit der Albin mit ihr zusammen war, war alles noch anders. Während das Kind an des Pfarrherrn Stuhl kauerte, saß der Albin auf der Ofenbank, den Arm auf den Gießstein gelegt, zumeist in seinem rauhen Gewande, die Füße in Holzschuhen, auf dem Oberleib das weiße Ueberhemd mit der auf den Rücken

fallenden Kapuze. Draußen tobte der Schneesturm, daß es wie Wellen eines erregten Meeres an die Hüttenwände schlug, oder Frostbände waren um alles Lebende und Tote gelegt, dann blühten die silbernen Eisblumen an den kleinen Scheiben und der Mond stand über ihnen und bezog sie, daß ihre wunderbaren Rippen und Blätter wie im Tauglanz blinkten. Während der Pfarrherr redete, ging in dem niederen Raum kein Laut, als der seiner Stimme. Aber wenn er aufblickte, so sah er die grauen Augen des Albin groß und in Feuer glimmend auf sich gerichtet, und er mußte staunen ob des wilden Lichtes, das aus ihnen brach. Wenn er aber auf die Tage zu reden kam, da die Waldstätte der Landvögte schweres Joch gebrochen — und er mußte immer wieder davon reden — wenn er den Tell nannte, und die, die im Rüttli geschworen, dann sah er des Buben Gestalt sich langsam heben, seine Fäuste ballten sich, Blut schoß in seine Stirn und in halblauten Worten nahm er dem Pfarrherrn die Rede vom Munde, als zwingte ihn die Ungeduld. So riß alles Große den Buben mit wie ein Sturm, alles Kraftvolle und Gewaltige entzündete ihm die Seele, als sei in ihr verwandte Kraft.

Die gemeinsame Stunde in der Pfarrstube brachte die Heinrike und den Albin einander nahe, ohne daß sie viel zu einander sprachen. Wenn je der eine oder andere Platz leer blieb, vermiste das Anwesende das Fehende. Sie mochten, ohne daß sie es wußten, wie Bruder und Schwester geworden sein, denn von allen, die zu Anderthalben waren, war dem Albin außer dem Pfarrherrn niemand lieb als das Kind, und dieses hing

an dem Burschen, wie Kinder an denen hängen, in deren Nähe sie sich geborgen fühlen. Der starke Bub erschien der Heinrike wie ein guter Schutz. Manchmal, wenn sie sich heimwandte, schritt er mit ihr über die Gasse. Dann gingen sie Hand in Hand. An des Präjes Haus ging ein lächelndes „Gut Nacht“ von einem zum andern, dann schieden sie. Und unbewußt, wenn sie einander wiedersehen, freuten sie sich. Aber das ganze Geheimnis, das den in die Manneskraft schießenden Burschen und das Kind verband, war, daß seine rasche, heiße Art und das stille, sinnende Wesen des Kindes sich seltsam ergänzten.

Eine, die dem Pfarrherrn am Herzen lag, fehlte in seiner Stube, wenn die Kinder bei ihm saßen. Die Agatha blieb in ihrer rauchschwarzen Küche oder sie ging nach der Hütte der verwitweten Schwester. „Ihr wißt, daß ich nicht mit dem Buben zusammen sein will, als wäre heller Friede zwischen uns,“ sagte sie auf des Pfarrherrn Frage. Und dieser ließ sie gewähren.

Von den Gängen zu der Schwester aber brachte die Agatha immer trübere Mienen heim. Eines Abends, da sie, die Junge, Starke, mit dem Schlepsschritt eines alten und gebrochenen Weibes über die Stufen zur Pfarrhütte emporkam, stand der Pfarrherr im Hausflur, der im Begriff gewesen war, in seine Stube zu treten.

„Bist du es?“ fragte er, „wo hast du dich so müde gelaufen?“

Sie sah ihn an. Ihre Züge zuckten in verbissenem Weinen. „Ich komme ja aus dem Glend, Herr und es hängt noch an mir wie Gewichte.“

„Du warst bei deiner Schwester. Du hast Recht, mich zu mahnen, ich bin zwei Wochen lang nicht dort gewesen. Ich will morgen nach ihr schauen.“

„Es ist nicht mehr mit anzusehen,“ sagte die Magd, „mir scheint, es will der Schwester alles in die Brüche gehen.“

„Warum?“

„Seit zehn Tagen kränkt der Lori, der kleine Bub, und er — er gefällt mir nicht. Wenn Ihr nur nach ihm sehen wolltet!“

Der Hochwürdige trat in die Stube, langte seinen Mantel von der Wand und machte sich wegfertig.

„Komm,“ sagte er zu der Magd. Da trat sie mit ihm in die Frostnacht zurück.

Sie schritten rasch fürbaß. Der Schnee knirschte unter ihren Tritten. Einmal fragte der Pfarrherr: „Hustet sie noch immer, deine Schwester?“

Die Agatha bejahte.

„Und fiebert?“ fragte der Hochwürdige.

„Ja.“

Da blieb er mitten am Wege stehen. „Du mußt es wissen,“ sagte er, „es ist keine Hoffnung, daß sie je wieder gesund wird.“

„Ich habe es gedacht,“ sagte die Agatha.

Dann, als sie weiter schritten und der Walkerhütte sich näherten, sagte der Pfarrherr: „Sie brauchen dich hier, Mädchen, du bist ihnen nötiger als mir. Du mußt hier bleiben.“

Sie erschrock und sagte: „Und wer sorgt für Euch. Ihr seid nicht stark!“

Da gab er ihr die Hand: „Weil ich weiß, was du wert bist, sollst du hier bleiben.“

Sie nickte: „Ihr habt Recht. Die Schwester hat niemand als mich.“

Als sie das sagte, stiegen sie beide zu der Thüre der Walkerin hinauf. Sie schwiegen und traten leise auf, als sie durch den Flur gingen. So, als sie die Stubenthüre öffneten, kamen sie unerwartet über die Witfrau und sahen ein Bild, das ihre Herzen in Mitleid zittern machte.

Die Stube war trüb erleuchtet. An einer der Wände stand ein Korbbett, in welches das Kind gebettet war, das die Walkerin krank hatte. Das Weib saß am Bette, hatte die Hände gefaltet und starrte auf das sieche Kind. Dieses hatte einen pfeisenden, mühsamen Atem, die Frau aber war von einem schlimmen Husten geplagt, der ihre ganze Gestalt erschütterte, so daß sie die gefalteten Hände ineinander rang, dermaßen schmerzte sie die eingefallene Brust. An einem Stuhle in einer andern Ecke der Stube stand der ältere Knabe. Er hatte die hellen schönen Augen auf das Bett gerichtet. Sein Blick wanderte in Furcht und Staunen von dem kranken Brüderchen zur Mutter und wieder zurück. Sein Gesicht war weiß unter dem weichen braunen Haar und um seinen Mund zuckte es wie Weinen.

Der Pfarrherr und die Magd waren näher getreten. Die Walkerin sah auf; ihr Blick, der den Hochwürdigen traf, war wie der des waidwunden Wilds, das die Meute umzingelt. Die Verzweiflung redete daraus. Sie versuchte sich aufzurichten, aber der Pfarrherr sah, wie sie müde war und drückte sie auf die Stabell zurück. Dann ließ er sich an ihrer Seite nieder und sah auf das Kind, das in einem unruhigen Schlummer lag. Er nahm minutenlang den Blick nicht von dem Gesicht des Kleinen, dessen Wangen in dunklem Rot glühten, während das übrige Antlitz wachsweiß war. Eine ganze Weile war in der Stube nichts zu hören als das Keuchen des Kindes und das halb niedergezwungene Husten des Weibes. Bei dem ältern Knaben kniete die Agatha und sprach leise zu ihm. Er jedoch sah über die Schulter hinweg mit demselben

schreckerfüllten Blick, als geschehe am Bette ein Sterben. Endlich rebete der Pfarrherr.

„Ihr küßt Eure Kinder, Walkerin,“ sagte er, und fügte leiser hinzu: „Welche Mutter sollte ihre Kinder nicht küssen.“ Die Worte waren ihm schwer geworden und er sah dem Weibe voll unendlicher Barmherzigkeit in die Augen.

Die Walkerin war aufgefahren. „Mein Gott,“ stammelte sie und sah auf ihr Kind — „ich habe —“ Die Qual benahm ihr die Sprache, Fieber schüttelte sie.

„Wenn Ihr Euer Aeltestes behalten wollt,“ sagte der Pfarrherr voll bitteren Ernstes, „so liebkoset es nicht mehr.“

„Und dieses?“ fragte das Weib und neigte sich bettelnd zu dem Priester.

„Tasset Euch,“ sagte dieser, „ich will Euch einen Arzt aus dem Thale rufen. Meine Kunst reicht nicht aus. Und — ich will beten, daß es Euch gesunde.“

Darnach richtete sich die Walkerin auf, bis sie sah, wie sie vordem geseffen, und sah über das Bett zur Wand mit demselben verzweifelnden Blick, den sie gehabt, als der Pfarrherr eingetreten war. Dieser sprach ihr leise zu. Sein Trost war wie das Klingeln einer Glocke in sternloser Nacht. Das Weib lauschte, aber es währte lange, bis seine Stimme ihr Herz traf. Es war erst dann, als er sich erhoben hatte, um zu gehen und ihr gesagt hatte, daß er ihr die Schwester dalasse. Da schrak sie von ihrem Stuhle auf, als erwache sie aus einem Traum. Sie hob beide Hände und zitterte wie ein Halm im Sturme: „Aber, Herr, — erkennt Ihr mein ganzes Elend. Ich habe nur diese, —“ sie wies auf die Kinder, „und soll keines — keines mehr in meine Arme nehmen, — soll sie zurückstoßen, wann —“

Als geschehe der Mutter Leid, riß sich der braunhaarige Bub aus den Armen der Agatha und warf sich an jene.

„Mutterli! Mutterli!“

Und er warf die Arme um sie, jehnsüchtig und voll Liebe und in bitterem Weinen.

Sie aber stand wie entgeistet und neigte sich nicht zu ihm.

Plötzlich wurden ihre Augen starr und sie wäre gefallen. Doch die Agatha nahm sie in ihre Arme auf. Der Pfarrherr trat hinzu. „Wir legen sie auf ihr Bett,“ sagte er.

Die Agatha erhob sich und trug die Schwester allein nach der Kammer. Der Bub hing ihr am Kleide und weinte in sich hinein. Aber sie brachten die Kranke bald zum Leben zurück.

„Ich bin müde,“ seufzte sie, als sie die Augen aufthat, dann entschlummerte sie.

Der Pfarrherr hob das weinende Kind zum Bette auf und wies ihm die Mutter: „Siehst du, sie schläft! Du sollst nicht mehr flennen.“ Seine Stimme war weich und ging heim zu dem Kinde, dessen Thränen versiegt. Da wandte er sich zu Agatha und sagte: „Siehst du, wie nötig du hier bist!“ Sie nickte nur und geleitete ihn in die Stube hinaus. Dort versprach er, dem Arzt Nachricht zu schicken. Dann reichte er ihr die Hand und ging.

Die Agatha, als sie allein war, that einen Blick in der Stube umher, als müßte sie ihr kleines Reich ermessen. Sie richtete sich dabei unwillkürlich auf, es war, als flösse junge Stärke in ihren gesunden, schaffensfrohen Leib. Und ihr Blick war hell und mutig, als sie an diesem Abend ihre schwere Pflicht auf sich nahm.

10. Kapitel.

Der Arzt hatte den Weg nach Anderhalben gefunden, und die Bauern hatten ihn angestaunt, als ein Wunder, denn seit Menschengedenken war das Gesundwerden und Sterben zu Anderhalben der Natur in die Hände gegeben, in deren Walten kein Mensch sich mischte. Zum höchsten, daß der Pfarrherr dem oder jenem, dem die Gesundheit verloren gegangen war, einen Weg nannte, sie wieder zu finden. Und jetzt war ein Arzt bei der Walkerin gewesen. „Einer, der ein Meister war über Leben und Tod,“ hatten sie geredet, als er gekommen war. Als er wieder fort war, ging ein Lachen durchs Dorf: „Es ist des Aufhebens wohl wert gewesen um den Mann, er kann in der Walkershütte auch nicht helfen.“

Freilich konnte er nicht helfen. Er war mit dem Bescheide hinweggegangen, daß für die Walkerin und ihr jüngstes Kind kein Kraut mehr gewachsen sei. Aber die Walkerin möchte noch Jahre leben können, während der Kleine wohl kaum den Wechsel des Jahres sehen dürfte. Jetzt pflegte die Agatha und an ihr hing alles. Sie war der wackere, aufrechte Steurer, der einzig steht, während die See das Schiff überspült, die Mast bricht und Planke um Planke vom Rumpfe reißt.

„Es ist ein tüchtiger Schlag von Weibern hier,“ sagte der Pfarrherr zum Präses, „und die Agatha, die Ihr mir zur Magd gegeben habt, ist die tüchtigste.“

Der Präses sah mit einem leisen Stolz auf. „Schwach sind wir alle nicht,“ sagte er.

Des Präses Güte wurde in diesen Tagen wiederum besprochen. Er hatte im Räte der Witwe des Walker ein kleines Jahrgehalt erwirkt und es hieß, daß er aus Eigenem hinzuthue, damit das Weib keine Sorge leide. Auch sah man die Zumbunnin täglich bei der Walkerin aus- und eingehen und es war wohl-

bekannt, daß, wo diese Wackere eintrat, stets einem etwas Gutes geschah.

Die von Anderhalben rühmten um diese Zeit außerorts: „Wir sind versorgt, wir Haldener, wir haben einen Präses und einen Pfarrherrn, wie thalauf- und -ab, vielleicht in aller Welt herum, keine mehr zu finden sind.“

Und doch wäre ihnen, als das Jahr sich wendete, der eine der beiden, auf die sie stolz waren, beinahe verloren gegangen. Der Pfarrherr legte sich in den letzten Tagen des alten Jahres. Eines Morgens hörte der Albin, der ihm die Magd ersetzte und allezeit der erste und letzte in der Hütte war, den Pfarrherrn in seiner Schlafkammer rufen, und die Stimme erschien ihm schwach und heiser. Er ging zum Bette desselben; das Herz klopfte ihm dabei in einer Angst, wie sie in seinem Leben nicht in ihm gewesen war.

„Was ist Euch?“ stammelte er.

„Du bist der Albin, Bub,“ fragte der Pfarrherr. Dann strich er sich, als verwirrten sich ihm die Gedanken, mit der Hand über die Stirn. Erst nach einer Weile fuhr er fort: „Nun wirfst mich euer Winter doch nieder, Bub.“

Allmählich wurde seine Rede klarer. Er wies den Albin selbst an, ihm Arznei zu bereiten, und sandte ihn dann zum Präses mit der Bitte, daß dieser ihn besuche. Es mußte wohl dringend gewesen sein, denn als der Präses gekommen war und allein mit dem Hochwürdigen geredet hatte, verließ er die Stube mit einem sorgenvollen Gesicht. Bald darnach ging die Kunde im Dorfe um, daß der Pfarrherr zum Sterben komme.

An diesem Tage noch und kaum war der Zumburnen hinweggegangen, schlich der Albin sich an das Bett des Kranken zurück, beugte sich nahe über ihn und bat mit zitterndem Tone: „Lasset mich nicht verjagen, laßt mich hier bleiben, ich will für Euch sorgen und Euch pflegen, wie keiner, aber laßt mich nicht fort!“

Der Pfarrherr legte eine glühende Hand auf die beiden des Albin. „Sei ruhig, Bub! Wer sollte dich verjagen! Du sollst mich pflegen und kein anderer.“

So trat er die Pflege an, aber sie wurde ihm nicht leicht.

„Der Pfarrherr will sterben,“ flüsterten sie in den Anderhalbener Gassen. Ein Haufe von Männern und Weibern fand sich zusammen. Ihre Gesichter waren von Schrecken und Mitleid lebendig, als stehe ihr bestes Gut in Gefahr. Es zog sie die Pfarrgasse hinauf. Murmeln und Hin- und Widerreden war in ihren Reihen gewesen, als sie aber an die Pfarrhütte kamen, verstummten sie, und schlichen so leise, als schwere Bauernschuhe zu treten vermögen, über die

Treppe und in den Flur. Flur und Stube füllten sich. Als sie in die Stube kamen, stand der Albin auf der Schwelle zur Nebenkammer, stand dort mit finsterem Gesicht, die Hände an beide Thürpfosten gelegt, als wollte er ihnen den Eingang verwehren. Er sagte kein Wort, aber ein Bauer trat vor und faßte nach ihm. Er wollte ihn mit Gewalt beiseite schieben.

„Was will der hier?“ tuschelten die Weiber.

Der Bub, als er sah, daß er der Kraft des Bauern nicht zu widerstehen vermochte, riß sich los und trat in die Kammer zurück. Ihm nach trat der Bauer ein, der ihn gefaßt hatte. Dann kamen die mitleidigen und hilfsbereiten Weiber.

Der Pfarrer hatte im Halbschlummer gelegen. Er erwachte, aber er wußte nicht, wo er war.

„Albin,“ stammelte er nur.

Da schoben sie den Buben, der mit verbissenen Zähnen seitabgestanden hatte, zu ihm hin. Während die Fieber über das Antlitz des Kranken flogen und der Albin das Tuch erneute, das er ihm nach dem Geheiß der Hanna Zumburnen um die Stirne geschlagen hatte, berieten sie, was für den Kranken zu thun sei und wurden einig, daß die Weiber der Reihe nach bei ihm wachen sollten. Ihre Sorge war wahrhaft; der vor ihnen in den Kissen lag war ihnen ein großer Freund geworden. So meinten sie es gut, wie sie es meinten; aber der Albin haßte sie um ihrer Hilfswilligkeit.

Als sie mit ihrer Beratung zu Ende waren, redeten ein paar mit gedämpfter Stimme auf den Buben ein: Was er da suche! Er nütze doch nichts. Er solle gehen, bis er gerufen würde.

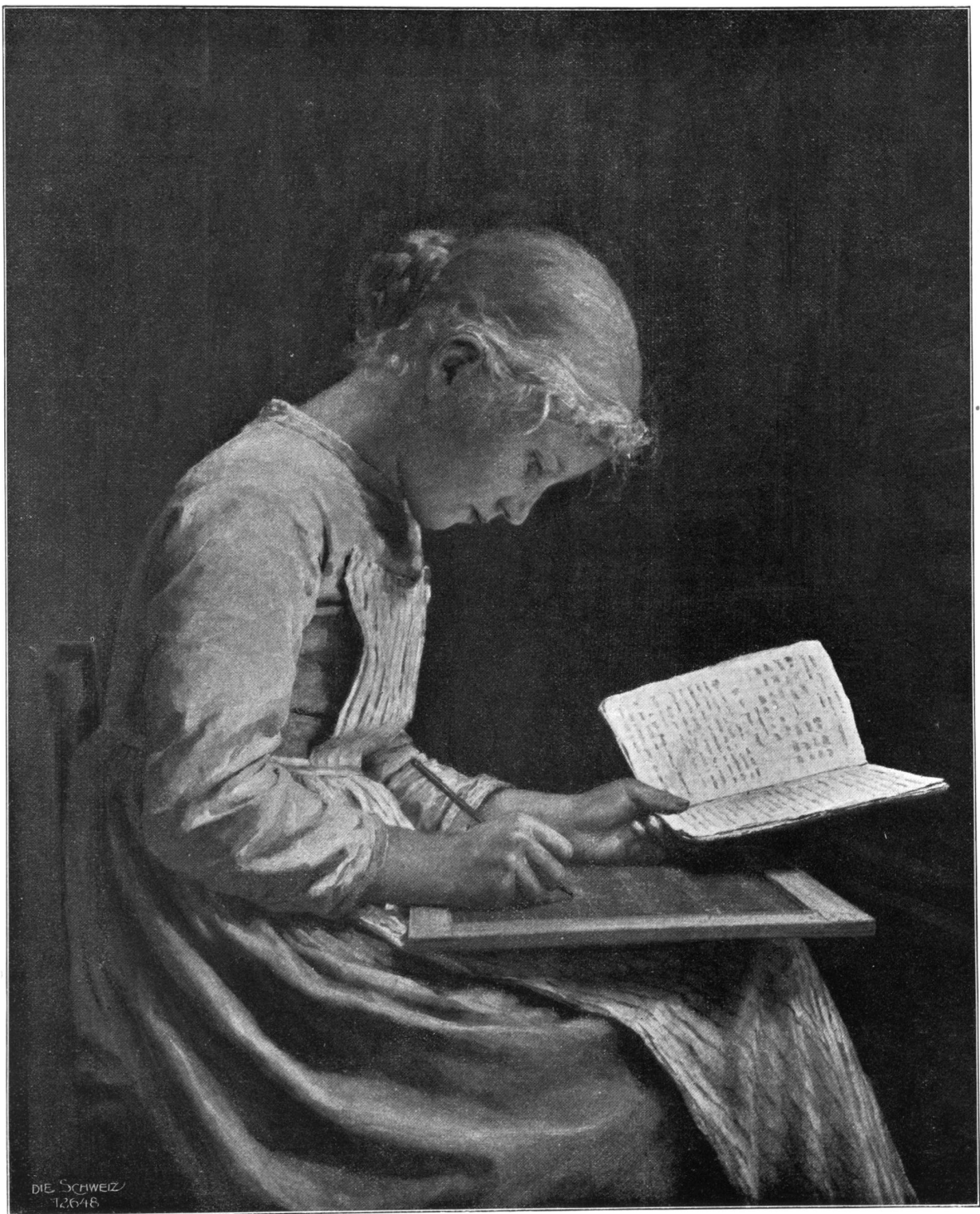
Der Albin fuhr auf. Dem, der ihn hinweg zu bringen versucht hätte, würde er die Zähne in die Hand geschlagen haben. „Er will mich, — keinen andern,“ sagte er mit halb erstickter Stimme und wies auf das Bett.

Die Weiber murrten unter sich und gegen ihn.

„Hinaus mit dir! Die da sorgen schon!“ zischte ihm der Bauer zu.

Sie würden in ihrem Eifer an ihn geraten sein. Aber der Pfarrherr stöhnte eben wieder und nannte seinen Namen. So ließen sie ihn gewähren, weil sie den Kranken zu erregen fürchteten.

Es kamen schlimme Tage, an denen der Hochwürdige nicht zum Bewußtsein kam. Seine Kammer war immer voll hilfsbereiter oder betender Menschen. In einer Ecke aber stand der Albin, schaute mit heißen, angstvollen Augen auf das Siechbett und mit zornflackernden auf die, die ihm seine Pflege störten. Die von Anderhalben thaten, als wäre er nicht da, aber wenn er im Wege war, stießen sie ihn beiseite, soweit er sich stoßen ließ. Nur ihn wegzuräumen wagten sie nicht.



Fleißig.

Gemälde von Albert Anker, Ins (At. Bern).
Nach einer Photographure aus dem Prachtwerk „Ankeralbum“.
Verlag von F. Zahn, Neuenburg.

Wann das Weib des Präses an des Pfarrherrn Lager kam, was des Tags mehrmals geschah, bekam der Albin freie Hand. Sie, die die einzige war, die wirklichen Rat wider die Krankheit wußte, wandte sich mit allem an den Buben, als seinen besten Hüter. Die Hanna Zumbrennen war vor allen andern ein rechtliches und gerechtes Weib.

Neun Tage lag der Pfarrer bewußtlos. Am zehnten erwachte er, aber sein Leib war vom Fieber verzehrt und seine Kraft schien erschöpft. Als er seine Kammer voll Leute sah, in deren Mienen die Angst stand, leuchteten seine stillen Augen auf. Aber dann machte er eine Bewegung mit der Hand, die so zwingend und deutlich war, daß ihn keiner mißverstehen konnte und wies alle hinaus, nur den Buben, der sich an sein Bett gestohlen hatte, hielt er fest. Sein Blick war aber so voll Dankbarkeit, daß auch die, die er wegwies, ihm nicht zu zürnen vermochten und schweigend gehorchten.

Von da an begann für den Albin die friedliche Zeit. Mit einemale war er allein in der Kammer Meister. „Er will es so, der Pfarrherr,“ sagten die Anderhalbener und schüttelten die Köpfe. Auch sagten sie noch: „Er wird nicht lange mehr leben.“

Freilich, er war sehr müde geworden. Er lag reglos und ohne Kraft in den Kissen und schlief viel. Wann er sprach, war es ein Flüstern. Aber der Albin wollte nicht glauben, daß ihm der Tod nahe sei. Nur in der Dämmerung faßten ihn manchmal Zweifel, wann die Stille zu groß wurde, das Tageslicht erlosch und keiner mehr kam, nach dem Pfarrherrn zu sehen. Um diese Stunde überwältigte die Schläfrigkeit den Kranken am schwersten. Seine Lider fielen gleich bleiernen Deckeln über die friedlichen Augen. Die Farbe seines Antlitzes wurde fahler und der

Atem ging so leise, daß selbst des Buben scharfes Ohr ihn nicht mehr vernahm. Dann fuhr er oft vom Lager empor mit geballten Fäusten, als müßte er den Hochwürdigen mit seiner Arme Kraft gegen einen unsichtbaren Feind beschützen. Das Herz klopfte ihm, daß ihm der Atem kurz wurde. Es wurde ihm heiß, die Angst packte ihn. Alles, was hinter ihm lag, Vater, Mutter und Geschwister, alles war vergessen, er hing so an dem friedlichen Mann, dessen Kräfte sich verzehrten, daß ihm schien, als sei in seinem Leben nichts gewesen als dieser eine.



Der Brosi (Goethe'scher Alp). Studie von W. L. Lehmann, (Zürich) in München.

Aber auch das ging vorüber. Nach den Tagen hülfloser Schwäche kamen für den Kranken solche, an denen seine Stimme leisen Wohlklang zurückgewann, an denen seine Blicke sich belebten und sein Leib wie von neuen und gesunden Säften durchrieselt wurde. Der Präses und sein Weib, die ihn sahen, schüttelten die Köpfe. „Es ist das letzte Aufflackern,“ sagte die heilkundige Frau. Zum Albin aber gesellte sich die Heinrike. Die saß von da an die langen Abende mit ihm am Bette; denn der Pfarrherr war bei Bewußtsein und hatte das Kind um sich haben wollen. An einer Schlinge, die von der Decke auf sein Bett herabhing, hob er sich empor, der Albin schichtete ihm die Kissen in den Rücken und so aufrecht sitzend redete er zu ihnen. Redete schöne, friedliche und zufriedene Worte, die für die Lauschenden wie das Klingen eines sanften, fernen Läutens waren.

„Sagen sie noch immer, daß ich sterben werde?“ fragte er einmal mit leisem Lächeln; sein von Fiebern verwirrter Sinn mochte zuweilen das dennoch erfaßt haben, was in seinen Stuben gesprochen worden war.

„Ja, Herr,“ gab der Albin Bescheid.

„Und sind gar traurig?“ sagte der Pfarrherr halb für sich.

„Aber Ihr werdet nicht sterben,“ sprach der Albin rasch und erregt dazwischen.

Der Pfarrherr sah ins Leere. Er hatte das junge Volk vergessen, das neben seinem Lager saß. Leise, kaum sichtbar wallte das Blut unter der Haut seines bleichen Gesichtes.

„Sterben! Sterben!“ flüsterte er und sein Blick gewann ein innerliches, seltsames Feuer. „Sie sagen, daß es so schwer sei. Und es wäre so leicht, vergäßen sie nicht, daß sie nur Gäste auf Erden sind, Gäste, die mit jungen Locken einziehen und im Frühgold des Tages und mit weißen Haaren den Weg durch den dunkeln Abend finden müssen. Und die Welt ist laut, aber der Weg in den ewigen Abend ist still. Was kann dir Besseres werden, meine Seele, denn Stille!“

Es sah aus, als wollte er sich von seinem Bette heben und dem Blicke seiner Augen folgen, der den Weg in den Abend sah.

Der Albin und Heinrike, das Kind, saßen verhaltenen Atems. Sie hielten sich bei den Händen und wußten nicht, wie ihnen war. Sie fürchteten sich nicht, der leibhaftige Friede schien über ihnen zu stehen, und nur eine Scheu wie vor etwas Heiligem, Geheimnisvollem hielt ihre Stimmen im Bann.

„Habe ich euch erschreckt?“ fragte der Pfarrherr plötzlich mit einer andern Stimme; er hielt sich mit der Linken in seiner Schlinge, mit der Rechten strich er sich über die Stirn, als scheuchte er einen letzten Gedanken hinweg. Er lächelte sie an und begann lauter und lebhafter mit

ihnen zu reden, als seit langem. Zuweilen kam ein Scherz über seine Lippen. Als sie an diesem Abend gingen, streckte er der Heinrike die Hand hin und meinte: „Sage daheim, ich meine, ich werde doch noch gesund.“

Er hatte wahr gesprochen. Langsam und in Wochen genas er. Und während er erstarkte, schien er allmählig erst zu erkennen, was der Albin für ihn gethan hatte.

„Dem Herrgott mögt Ihr schon danken,“ sagte die Hanna Zumburnen zu ihm, „aber der Bub — mag er noch so verrufen sein — an Euch hat er redlich gethan, was ein Mensch vermag.“

Er nickte: „Sagt das Eurem Manne, Frau! Es ist keiner aus so schlechtem Grund, daß er nicht doch gedeihen kann! Und sagt es allen zu Anderhalben.“

Den Albin fragte er einmal, nachdem er ihn lange angesehen hatte, „du bist bleich, Bub, du mußt dich jetzt wieder in deine Kammer legen.“ Denn der Albin hatte sich sein Lager alle die Wochen her zu Füßen des Bettes gerichtet.

Der Bub schüttelte den Kopf. „Ich schlafe, wenn Ihr wieder gesund seid.“ Und er blieb wo er war.

„Er thut nichts halb,“ dachte der Pfarrherr bei sich und freute sich des Bubens über alle Maßen.

Die von Anderhalben aber ließen dem Albin kein Verdienst gelten. „Es wird schon kommen,“ schmähten sie, „es wird schon kommen. Was ihm im Blut liegt, ist nichts Gutes.“ Zuletzt ging der Gedanke an den Andergand-Buben in dem Jubelstürme unter, der das Dorfvolk durchfuhr, als der Pfarrherr zum erstenmal wieder auf der Kanzel stand. Er war noch bleich, sein Gesicht leuchtete fast aus dem Dunkel seines Gewandes und die harten Striche des Leidens, die von seinem Munde sich abwärts zogen, waren tiefer gesurcht. Aber während er zu ihnen sprach, röteten sich ihm die Wangen und sein Blick verlor die Müdigkeit. Seine Rede bebte von zwei Dankbarkeiten. Die eine galt dem Herrgott, der ihn gerettet, die andere dem Volke, das ihn lieb hatte. Von seinen Lauschern zu ihm spann sich ein unsichtbares Band. Ihre Augen hingen an seinen Lippen; und sie fühlten, als stehe er mitten unter ihnen und hielte eines jeden Hand in der seinigen. Als er dann aus der Kirche trat, umringten sie ihn, und jeder hatte ihm ein gutes Wort zu sagen und in eines jeden Auge vermochte er die Freude glänzen zu sehen darüber, daß er wieder unter ihnen war. Ganz zuletzt, als sich die Menge verlaufen hatte, trat die Agatha an ihn heran und streckte ihm die Hand hin. Ihre klaren Augen waren von einem leisen Thränenschimmer trüb. „Ich bin froh, Euch wieder zu sehen. Es ist mich hart angekommen, nicht bei Euch sein zu dürfen.“

Er lächelte. „Was du für mich gethan hättest, weiß ich so wohl, als wäre es gethan.“ Dann fragte er nach der Walkerin.

„Sie ist nicht besser und nicht schlimmer,“ jagte die Agatha. „Aber das Kleine! Vielleicht wird es das erste, dem Ihr die Erde segnet.“

Sie gingen auseinander.

Allgemach wendete sich in der Pfarrhütte alles zum Alten. Der Pfarrherr erstarkte und der Albin lebte ihm zu lieb und gedieh unter des Hochwürdigen Hand. Mit der Heinrike, des Präses Kind, war er jetzt gut Freund. Sie lebten wie Bruder und Schwester.

Dann geschah, was die Agatha gesagt hatte. Das erste Grab, das der Pfarrherr nach seinem Siechtum segnete, war das, in das sie der Walkerin Kleinstes legten. Und es war gestorben durch die Liebe der Mutter.

11. Kapitel.

Es ist gut, zwischen vier sichern Wänden zu sitzen, wenn die Stürme und Wettergewalten ihre Schlachten schlagen. Die zu Anderthalben sahen an ihren Bergwänden empor und atmeten tief und froh. Das waren sichere Wälle. Und die Stürme, die über weite Lande gingen, erreichten das Bergthal nicht. In Frankreich tobte die Revolution; der Präses, der den Blick nicht im Engen hielt, wußte zu erzählen, wie sie wuchs und wuchs gleich einem Riesenbrande und wie ihre Funken über Frankreichs Grenzen stoben. In der Waadt schienen sie zünden zu wollen, sagte der Zumburnen, denn Bern regte sich in Sorge um sein Unterthanenland und verband sich mit Freiburg und Solothurn. „Unsere Herren zu Altdorf sollen ein Auge auf ihr Livinen haben,“ meinte der weitsichtige Mann.

Zu Anfang des Jahres 1790, wenige Wochen nachdem der Pfarrherr gesundet sich von seinem Lager erhoben hatte, war ein lebendiger Zeuge der Greuel, die in dem Nachbarreiche geschehen, gen Anderthalben gekommen. Ein Priester, der vor den Häschern und dem Fallbeil geflohen war, hatte sich nicht Ruhe gegönnt, bis er in der Hütte des Pfarrherrn zu Anderthalben ein Unterkommen fand. — Da lebte er und lebte sich ein, und weil er ein verträglicher und vielwissender Mann war, dachte niemand daran, ihm das Weitergehen nahe zu legen. In diesen Tagen wollte Uri seine Stärke kennen, ist es doch allezeit und in unsicheren Tagen doppelt gut, zu wissen, wie weit sich einer auf seine eigene Kraft verlassen darf. Das Volk wurde gezählt und mit Ursern und Livinen 23,000 Seelen gefunden. Zu Anderthalben zählte der Präses. Dieses wie alles that er allein, denn in allem vertraute er nur sich selber. Und die von Anderthalben waren es gewohnt, daß der Gemeinde Wohl und Wehe in seinem Kopfe gesponnen, der Gemeinde Arbeit von seinen Händen gethan wurde.

Mit dem Pfarrherrn und dem französischen Priester jaß der Präses fast allabendlich zusammen, um mit ihnen

die Ereignisse zu besprechen, die sich außer den Grenzen häuften. Der Albin, der zu dieser Zeit wie ein junger Baum in die Säfte schoß, und dessen Geist für alles Wissenswerte lebendig war, pflegte oft, mit des Pfarrherrn Wissen, in dessen dunkler Kammer zu sitzen, um durch die halb nur geschlossene Thür dem Reden der Männer zu lauschen. Er lernte, wie die Schweiz in sich zerrissen war und wie ihrer Viele zumal in Frankreich lebten, denen daran lag, sie noch mehr zu zersplittern. Die Männer sahen nicht, wie im Dunkeln des Buben Fäuste sich ballten und dem, der nur ein Bauer war, das Herz im Grimme schwoll, daß kein Starke dem Lande erstand, der es geeinigt hätte, wie er, der Kleine, Unvermögende, sich wie an einer Kette bäumte und mit der Selbstüberhebung eines noch ungebändigten Willens und im Bewußtsein überschüssiger Kraft meinte, selber der Retter werden zu müssen.

Zu Ende 1790 ging der Franzose wieder zu Thal; er durfte die Gastfreundschaft des Bergpfarrers nicht länger in Anspruch nehmen. Der Pfarrer und der Präses fuhren fort, in abendlich dämmeriger Stube ihre Ansichten und Befürchtungen auszutauschen. Die Freundschaft beider für einander wurde enger dabei. Und das Dorf gedieh unter ihrer Leitung wohl.

Die Tage reichten sich, aus ihnen wurden Monate und Jahre. Die Stürme, die Welten erschütterten, kamen nicht zur Ruhe, aber in Anderthalben war es still. Nur zuweilen, wenn eine Kunde hereindrang, die die Gemüther erschütterte, fuhren die Dörfler aus ihrer Gelassenheit. So war es im Sommer des Jahres 1792, als die Botschaft bis in das Bergdorf drang, daß zu Paris die Schweizer, die den Königspalast gehütet hatten, unter den Schüssen des Pöbels gefallen waren. Es ging wie ein Murren durch Anderthalben, die Bauern ballten die Fäuste. Jene Garben waren nach Schweizerart untergegangen, aber daß sie besiegt waren, das fraß an den Herzen der Urner Bauern mehr als ihr Sterben. Dem Albin, der die Kunde dem Pfarrherrn in die Stube trug, schoßen die heißen Thränen in die Augen, während er erzählte. „Daß das hat geschehen können! Daß wir hier zusehen!“ schluchzte er.

Der Pfarrherr sah ihn an und erkannte, wie die Neue ihn plagte, daß er nicht inmitten des Getriebes stand, das außerhalb seiner Bergstille war.

Von da an blieb diese Stille nicht mehr ganz ungestört. Die Anderthalbener schlugen sich mit den Landesgenossen in Rede und Rat auf des französischen Königs Seite, an dessen Thron die Säulen wankten. Die Landsgemeinde tagte und hieß die Gesandtschaft, die an die außerordentliche Tagung nach Aarau ging, daselbst den Willen von Rat und Volk kund thun, thätig für Ludwig XVI. einzustehen. Die Urner fanden zu Aarau nur die von Bern gleicher Meinung. So mußte die Erregung verebben

die in ihren Herzen gewesen war. Aber stille wurde es im Lande nicht. Der Lärm war zu nahe gekommen. Der Brand, der Frankreich verzehrte, loderte höher empor und die Funken stoben weiter in das Grenzland herüber. Zu Genf, zu Zürich, in den Ländern des frommen St. Galler Abts und in Bünden zündeten sie. Blut floß an diesen Orten, die Revolution begann sich auszubreiten.

„Es ist Gewitterzeit,“ schrieb der Pfarrer zu Anderthalben nieder. „Meine Bauern suchen auf ihren Dienen und in lange unbetretenen Kammern, sie kramen in Kästen und Truhen. Sie suchen nach Waffen. Und wenn einer seine Matten bestellen soll, sieht er sein Gewehr an und zögert. An die Arbeit geht er verdrossen, denn ihm ist, daß zur Zeit, zu der er die Sense ergreifen sollte, er sein Gewehr nicht halten muß. Warum nicht? Es ist Gewitterzeit. Auch der Präses ist unsicherer denn sonst. Er geht viel unter den Leuten herum und mahnt sie, die Körper zu stählen. Er hat das Schützenwesen in die Hand genommen. In der Mattenthalschlucht dröhnen allsonntäglich die Schüsse. Vom zwölfjährigen Buben zum alten Graukopf stehen sie im Stand und der Präses ist immer unter ihnen und redet, es möchten die Gewehre einmal auf andere Ziele knallen müssen. Die Hanna, sein Weib, klagt, daß er daheim nicht der Alte sei. Es sei die gute Ruhe von ihm gewichen, seine Laune sei sprunghaft. Bei seinen Geschäften sei er reizbar und für Weib und Kind habe er wenig Zeit mehr übrig. Armes Weib, das ist das Fieber, das wie eine Seuche durch die Welt geht.“

Mit meinem Albin ist es nicht anders. Er ist der alte nicht mehr. Das Fieber ist in dem Buben, wie es in dem Präses ist. Nur kann er es nach Außen nicht zeigen, darum verzehrt es ihn im Innern. Seit er sich den Zwanzigern nähert, hat er ein anderes Wesen an sich. Er verbirgt etwas vor mir. Aber ich durchschaue ihn doch. Meine Hütte ist ihm zu eng. Nicht nur sie — das Dorf. Wenn er von den Händeln hört, die überall sind, von den Thaten, die geschehen, dann flackern ihm die Augen. Eines Tages wird er mir entlaufen, wenn ich ihm nicht Arbeit und Pflicht finde, die so schwer sind, ihm Kopf und Arme täglich müde zu machen. Ich will sie ihm suchen.

Zu den Schützen hat er wollen. Als die ersten Kugeln in die Mattenschlucht gefahren sind, ist ihm das Blut in die Stirne gestiegen, das frohe Blut. Er ist nach dem Stand hintergelaufen, aber sie haben ihn nicht geduldet. „Du hast hier nichts zu suchen, du!“ Damit haben sie ihn fortgewiesen. Er hat es mir mit zuckenden Lippen und bleich hinterbracht, weil ich ihn gefragt habe.

Ja, ich vermag sie nicht zu bessern, meine Bauern hinter der Schranke, wo sie das Gute zu hüten gepachtet haben und das Böse nicht Raum hat, wie sie sagen.

Meine „guten“ Bauern. Sie sind wie alle, die auf ihre Gutheit pochen!“

Der Pfarrer ließ in diesem Jahre, dem dritten seines Amtes zu Anderthalben, seine Schrift anwachsen. Es war ihm, als kenne er seine Menschen besser, wenn er von ihnen sich ausgeschrieben hatte. In diesem Jahre stand auch von der Walckerin zu lesen und daß sie kränker geworden und von der Agatha, die ihre einzige Stütze war, aber eine übermaßen getreue. Zu dieser Walckerin ging der Pfarrer lektlich oft, endlich Tag für Tag, denn sie bedurfte seiner. Ihre Tage neigten sich ihrem Ende. Aber so schnell ihre Zeit zu Abend ging, ihr einziges und letztes, der Bub, der seines Vaters Namen trug, wollte ihr vorangehen. Auch dieses Kind krankte, und an demselben Uebel, an dem die Mutter hinsiechte. Seit Wochen schon hustete der braunlockige Bub. Als die Walckerin zum erstenmal die Anzeichen erkannte, die sie an ihrem Jüngsten hatte lernen können, fuhr sie zusammen wie der Dieb, der sich entdeckt weiß. Sie schlug die Hände vor die Brust und lauschte nach dem Kinde hinüber, das in der Nebenstube sich vergnügte. Ihre Augen wurden starr und ihrer Brust entfuhr ein Aechzen. Und an demselben Abend, als der Pfarrer kam — der Bub lag schon in seinem Bett, und die Agatha hatte einen Gang zu thun — an demselben Abend warf sie sich dem Pfarrer zu Füßen.

„Der Bub stirbt! Ich habe ihn getötet wie den andern.“

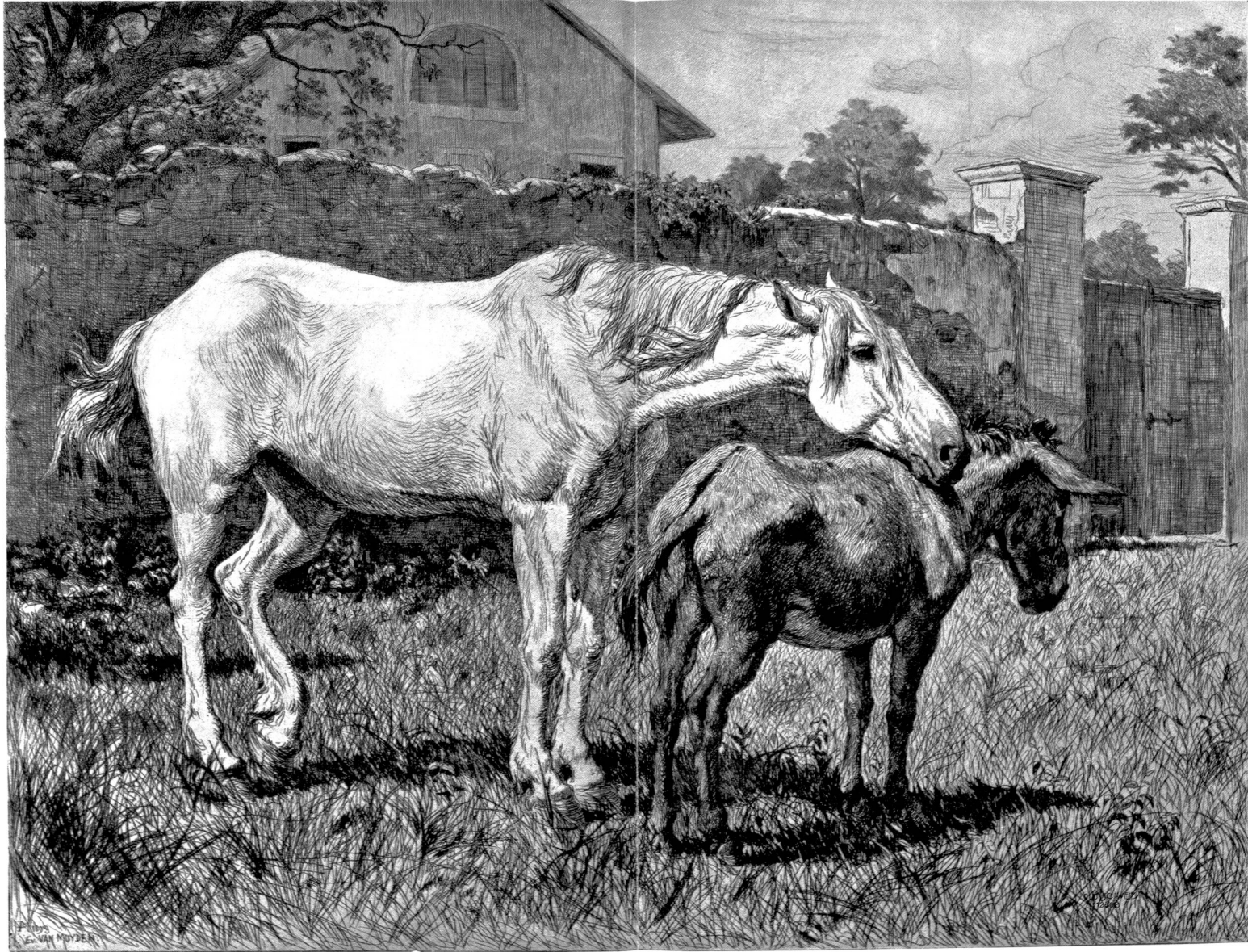
Der Pfarrer blickte auf das verzweifelte Weib, dessen Hände verkrampft waren und dessen schwächliche Gestalt in Qual erzitterte.

„Ihr habt seine Rippen mit den Guern berührt?“ fragte er, kein Tadel klang in seiner Stimme, nur eine unendliche Barmherzigkeit.

Die Walckerin richtete sich zu ihm empor, als suche sie bei ihm Schutz.

„Wollt Ihr mich verdammen. Es ist das Kind, ich bin die Mutter. Wenn der Bub gekommen ist, mein armer Bub, der keinen Vater mehr hat und keinen Spielgefährten, und die Arme gehoben hat, Herr: „Mutter Ihr seid so böse mit mir, Mutter, Ihr möget mich nicht mehr!“ Und wenn ihm der Hunger aus den Augen geleuchtet hat, der Hunger nach meiner Liebe! Habe ich anders können! Hätte ich ihn zurückstoßen sollen! Ich habe ihn halt an mich genommen. Und dann ein — zweimal hat mir das Kind, wie der stürmische Liebhaber von seinem spröden Schatz, den Kuß von den Lippen gestohlen, den Kuß, an dem er sterben muß. Herrgott, als es geschehen gewesen, ist es heiß in mir aufgestiegen, eine wahnsinnige Angst ist mich überkommen! — Aber, habe ich es helfen können? Noch selig bin ich insgeheim gewesen, tagelang, daß er mich so lieb hat!“

(Fortsetzung folgt).



Das Gnadenbrot. — Vieux serviteurs à la retraite.
Radierung von Evert van Nuyden (Genf), in Paris.